



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Niemann, August: Die Grafen von Altenschwerdt : Roman : (Fortsetzung.)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Die Grafen von Altenschwerdt

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)

### Drittes Kapitel.



enn der fremde Maler im frischen Hering nicht lebhaft und munter wurde, so war es nicht die Schuld der Frau Beyfing. Sie gab sich alle mögliche Mühe mit ihm, machte ihn auf die Vergnügungen aufmerksam, welche Scholldorf nebst Umgegend böten, wollte ihn im Kegellub einführen, der die Honoratioren in sich vereinigte, den Pfarrer, den Apotheker, den Küster, den Materialwaarenhändler und andre an der Spitze der öffentlichen Angelegenheiten stehende Notabilitäten, wollte ihn sogar nach Fischbeck fahren lassen, obwohl dieser Ort ihr ein Pfahl im Fleische war, nur um ihn zu amüsiren. Aber sie machte mit ihm eine ähnliche Erfahrung wie Madame de Pompadour mit dem schönen und majestätischen Ludwig XV: er erwies sich als „unamüsirbar.“ Er ging zwar freundlich, aber gelassen seines stillen Weges. Er verschmähte den Kegellub und den Frühshoppen der Honoratioren, ging weder nach Fischbeck noch zu dem berühmten Scholldorfer Tempel, einem Kaffeehause auf halbem Wege nach Fischbeck, wo jeden Sonntag Nachmittag eine Musikbande vor ausgewählter Zuhörerschaft aus der ganzen Nachbarschaft konzertirte.

Er strich im Wald und an der Küste hin mit seinem Skizzenbuche und, die Wahrheit zu gestehen, er lag gar manche Stunde, welche ein fleißiger Künstler mit Nutzen für seine Schöpfungen verbracht haben würde, unter einem Baume und starrte mit melancholischen Augen an den Himmel und auf das Meer, wanderte auch gar oft stundenlang dahin, ohne sich im mindesten um die Punkte zu bekümmern, von denen aus er eine günstige Zusammenstellung von grauen Stämmen und sonnigem Grün oder von weißen Felsen und blauen Fluten hätte studiren können.

So ging er auch eines Abends, den Wanderstab nachdenklich durch die Luft schwingend, einen Pfad in weiter Entfernung von Scholldorf durch dichten Wald, ohne zu wissen und ohne sich darum zu sorgen, wohin der Weg führte, als es ihm vorkam, als höre er einen Hilferuf. Er blieb stehen, damit das Geräusch seiner Schritte im trocknen Laube nicht den fernen Schall übertöne, und hörte nun deutlich noch einmal und wieder ein helles Schreien, wie von weiblicher Stimme und mit ängstlichem Tone. Er beschleunigte seine Schritte, so sehr er konnte, in der Richtung dieses Hilferufs und sah, als er im vollen Lauf durch ein dichtes Gebüsch hervorstürzte, auf einem Wege, der tief eingeschnitten eine Schlucht verfolgte, zwei Fischermädchen vor sich, von denen die eine mit einem Bauernburschen rang, der unter Lachen und Schelten sich bemühte, sie zu küssen, während das andre Mädchen sich vergeblich anstregte, die Gefährtin zu befreien.

Er nahm sich nicht die Zeit, das Aussehen der Streitenden näher zu betrachten, obwohl es ihm auf den ersten Blick auffiel, wie hübsch die Mädchen ausfahen, von denen das eine blond, das andre schwarz war, sondern er folgte dem Antriebe einer ritterlichen und stets zur Hilfe des Unterdrückten bereiten Gesinnung, indem er mit lautem Rufe und drohend erhobenem Stabe in die Schlucht hinabsprang und auf die Gruppe zulief.

Der Bauernbursch schien nicht übel Lust zu haben, das Terrain zu behaupten, und setzte sich gegen den neuen Ankömmling in trotzigte Positur, aber als der Maler sah, daß jener den Worten nicht wich, gebrauchte er den Stab mit einer Behendigkeit und Wucht, die auf athletische Kraft und entschlossnen Sinn schließen ließen und jedenfalls dem Trotzigem so sehr imponirten, daß er sich schleunigt und mit zusammengebissenen Zähnen auf die schmählichste Flucht begab.

Die Mädchen standen während dessen mit glühenden Wangen und in großer Verlegenheit da und waren einige Augenblicke lang, als ihr hilfreicher Ritter sich zu ihnen wandte, in einem Gewirr von Dankgefühl und Beschämung befangen, welches sie verhinderte, passende Worte zu finden. Diese kurze Pause ging dem Maler nicht ungenutzt verloren. Er sah mit Überraschung ein paar weibliche Wesen vor sich, welche wohl imstande gewesen wären, Ritterlichkeit auch in der Brust eines weniger kühn angelegten Mannes zu erwecken, und es mischte sich in seine Bewunderung ihrer Schönheit auch noch Verwunderung über das Aussehen der beiden, insofern dieses einen räthselhaften Gegensatz in sich zu tragen schien.

Zunächst bildeten schon die Mädchen unter sich einen dem Künstlerauge interessanten Kontrast, indem jedes von ihnen ein Musterbild des ihm eignen Typus genannt werden konnte. Hier der Typus der Blondine, dort der der schwarzen Schönheit. Die Blondine glich einer aufblühenden Centifolie an Pracht der Farben und gesunder Fülle, ihre hellen, blauen Augen und ihr prächtiges,

glänzendes Haar waren lieblich anzusehen. Das andre Fischermädchen dagegen trug einen so aristokratischen Zug, und ihr Gesicht hatte einen so ausgeprägt geistigen Charakter, daß man kaum wagen mochte, ihre tiefeschwarzen Augen und die sonstigen Reize ihrer Erscheinung so unbefangen zu prüfen wie bei ihrer Gefährtin. Es war gar nicht zu begreifen, daß dies eine Fischerin sein sollte, und wenn der Maler schon bei Betrachtung der Blondine erstaunt gewesen war, eine so schöne Hautfarbe bei einem Mädchen zu sehen, welches doch seinem Stande und Berufe nach niedrige Arbeiten versehen und an der Sonne sitzend Netze flicken mußte, so überzeugte ihn die königliche Gestalt und Haltung der andern, ihr zarter Teint und die längliche Form ihrer Hände vollends, daß er hier in einem räthselhaften Abenteuer stehe und daß dies unmöglich Fischermädchen sein könnten.

Von dieser Beobachtung erfüllt, konnte auch er nicht gleich Worte finden und stand der Schwarzen einige Sekunden stumm gegenüber, als sie mit Anstand und Ton der besten Gesellschaft ihm ihren Dank für seine schnelle Hilfe aussprach. Es lag eine solche Grazie in ihrer Art und Weise, der stolze Mund hatte einen so freundlichen Ausdruck dabei, daß die kleine Dankagung einen unwiderstehlich gewinnenden Eindruck machte.

Auch die Blondine hatte inzwischen ihre Sprache wiedergefunden und klagte mit lautem Schelten und ärgerlichem Lachen über die Frechheit jenes Menschen, während sie zugleich ihr Kleid zurechtzupfte, welches im Ringkampfe gelitten zu haben schien.

Beruhige dich nur, Millicent, sagte ihr die Gefährtin mit einem Lächeln, welches Zeugnis davon gab, daß sie ihrerseits ihren Gleichmut völlig wiedergewonnen hatte, es ist ja noch leidlich abgelaufen.

Du hast gut reden, entgegnete die Blonde, du standest in Sicherheit dabei, aber mich hat er angepackt, und mit welchen Fäusten!

Es bleibt doch immer ein Kompliment für dich, daß er es gerade auf dich abgesehen hatte, sagte die andre in schalkhaftem Übermut.

Da können wir uns beide geschmeichelt fühlen, versetzte Millicent. Bei dir hat er doch wohl das edle Blut durch den wollenen Rock hindurchschimmern sehen, und die Ehrfurcht hat ihn abgehalten, den Sproß von sechzehn Ahnen wie eine Viehmagd zu behandeln.

Wir hatten uns einen Scherz ausgedacht, und unsre Verkleidung war dazu nötig, sagte die Schwarzäugige erklärend zu dem Maler, da wollen wir nun auch die Folgen mit Humor ertragen. Haben Sie nochmals herzlichen Dank, mein Herr, wir begeben uns jetzt auf den Heimweg.

Wenn Sie gestatten, erwiederte er, so begleite ich Sie. Wir wissen nicht, ob der freche Bursch nicht wieder umkehrt.

Die Mädchen sahen einander fragend an, und dann erklärte die Schwarzäugige, welcher das entscheidende Wort zu gebühren schien, sie würden eine

fernere Begleitung gern annehmen, vorausgesetzt, daß sie dem Herrn damit keine Plage bereiteten.

Das war nun offenbar gar nicht der Fall, sondern es machte dem Herrn allem Anschein nach Vergnügen, seine Gefälligkeit noch weiter auszudehnen. So gingen sie denn mit einander.

Die Mädchen waren, nachdem sie den Schrecken des Überfalles vergessen hatten, von lustiger, beinahe übermütiger Laune beseelt, die auch ansteckend auf den Maler wirkte. Besonders that sich die hübsche Blondine in Lachen und Scherzen hervor, während die dunkle Schöne eine mehr gesetzte Haltung bewahrte und immer die Fürstin auf der Maskerade blieb.

So verkürzte sich der gemeinsame Weg dem Maler in wunderbarer Weise, und er konnte, als der Thurm des Schlosses Eichhausen vor seinem Blick auftauchte, indem der Wald sich lichtete, kaum glauben, daß die weite Entfernung, die ihn von diesem Punkte getrennt hatte, schon zurückgelegt sei.

Die Sonne war im Untergehen, als die drei fröhlichen Wanderer aus dem Walde hervortraten und sich dem Schlosse näherten, welches, wie der Maler nun wohl merkte, der Wohnsitz seiner Begleiterinnen war, und mit erhöhtem Interesse betrachtete er den altertümlichen Bau, der ihm bereits zum Gegenstande einer Studie gedient hatte.

Das Schloß mußte wohl aus einer Zeit häufiger Kämpfe stammen und war gewiß einst als Festung von Bedeutung gewesen. Sein Anblick war düster und drohend, nur wenige schmale Fenster, Schießscharten ähnlich, waren von dieser Seite aus zu erblicken, und die Mauern stiegen steil und dunkel von der kleinen Erhöhung empor, auf welcher sie erbaut waren. Den Mittelpunkt des Ganzen bildete ein schwerfälliger viereckiger Thurm mit Zinnen, auf dessen oberen Ecken vier Kuppelhülmchen, in der Form von Pfefferbüchsen, angeklebt waren. Von diesen Thürmchen aus mochten ehedem Büchsenhützen oder wohl gar noch Bogenschützen auf anstürmende Feinde geschossen haben. Jetzt waren sie von unzähligen schwarzen Vögeln umkreist, deren Geschrei weithin drang, und deren Anwesenheit dafür bürgte, daß kriegerischer Lärm längst verhallt war. Ähnliche Thürmchen von ehemals fortifikatorischem Charakter befanden sich an mehreren Punkten der hohen, starken, mit Zinnen versehenen Mauern, welche von dieser Seite aus alle sonstigen Baulichkeiten, mit Ausnahme der Dächer, dem Auge entzogen. Nur noch ein mächtiger Thurm mit spitzem Dach trat auf der linken Seite aus der Umwallung hervor. Er war gewiß früher ein wichtiger Teil der Werke gewesen und sah gewaltig schwer und dick aus, doch zeigten die im obersten Stock befindlichen Fenster mit hellen Gardinen, daß er jetzt von Menschen bewohnt war, welche dem Frieden vertrauten.

Zur rechten Hand ging von dem Schlosse eine hohe Mauer aus, über welche die Kronen der Bäume hinwegragten und welche, wie es schien, einen Park einschloß. Sie ward, einige hundert Schritte vom Schloß entfernt, von

einem Häuschen unterbrochen, einem kleinen freundlichen, zweistöckigen Gebäude mit grünen Fensterladen und rotem Ziegelbach. Während die Mauer schwarz und braun da stand, an manchen Stellen zerfallen, sodaß große Bruchsteine an ihrem Fuß umherlagen, während dicker Epheu in schweren Guirlanden an ihr herunterhing und allerhand andres Rankengewächs ungehindert an ihr emporkletterte, war dies Häuschen schmuck und neu und glänzend, dem finstern Mauerwerk eingefügt, wie ein funkelnder Stein einem vom Alter geschwärzten Ringe.

Der Weg führte, als man näher kam, an einem gänzlich verfallenen und von Grün überwucherten Bauwerk vorbei, dessen ursprüngliche Bestimmung nicht leicht zu erkennen war, das aber wohl auch in früherer Zeit kriegerischen Zwecken gedient hatte. Ihm gegenüber zur andern Seite des Weges war ein kleiner Teich von klarem, doch beinahe schwarz aussehendem Wasser. Die hohen Lindenzweige in seiner Nähe und einige gewaltige Steinblöcke an seinem Rande spiegeln sich im Wasser mit merkwürdiger Deutlichkeit ab. Es war ein düstrer Fleck, obwohl so nahe dem Schlosse, und man konnte sich an dieser Stelle weit entfernt von der Welt, am Schauplatz schlimmer Gewaltthaten wähnen.

Hier blieb die schwarzzügige Dame stehen und verabschiedete den schützenden Begleiter unter wiederholten Dankesbezeugungen. Der Weg, sagte sie, sei nun nicht mehr zu verfehlen und erschiene ihr durchaus sicher. So dürfe sie denn die Güte des Fremden nicht mehr in Anspruch nehmen. Doch wollte sie zuvor seinen Namen wissen, um ihn ihrem dankbaren Gedächtnis einzuprägen.

Ich heiße Eberhardt Eichenburg und bin Maler, sagte er. Es würde mich freuen, auch Ihren Namen zu erfahren, da mein Gedächtnis nicht minder dankbar diese Stunde bewahren wird.

Ich heiße Dorothea Sextus und bin Fischerin, versetzte sie, und mit einem Knix, der den ländlichen Manieren nachgebildet war, wünschte sie guten Abend und ging weiter. Ihre blonde Freundin ahmte ihr genau nach und folgte ihr.

Eberhardt blickte den beiden anziehenden Gestalten nach, bis sie in der Thür des kleinen freundlichen Hauses verschwanden, und bemerkte, daß die Blonde noch einmal stehen blieb und sich umblickte. Er stieß einen kleinen Seufzer aus und sah träumerisch auf das glänzende dunkle Wasser, worin sich die langsam ziehenden, vom Abendrot gefärbten Wolken malten.

Dann schweifte sein Blick über die trotzigen Thürme, die schönen Bäume und die grauen Mauern des alten stolzen Schlosses hin. Dieser Besitz und die nähere umgebende Landschaft trugen ein besonders aristokratisches Gepräge. Da war nichts, dem man ansah, es sei so gemacht und eingerichtet worden, sondern es schien alles von Ewigkeit her so gewesen zu sein. Man konnte sich die Zeit nicht vorstellen, wo dies neu gewesen war, wo Arbeiter auf Gerüsten herumgeflettert wären oder wo Gärtner diese Bäume gepflanzt hätten. Es sah aus, als sei es so alt wie die Erde und mit dieser zugleich geschaffen, um ein Geschlecht zu beherbergen, welches über das Land herrschen sollte.

Eberhardt kreuzte die Arme über der Brust und betrachtete lange sinnend die Thurmzinnen. Seine Gestalt richtete sich höher auf, und ein Blitz zuckte unter den zusammengezogenen Brauen hervor, wie aus einer unzufriedenen und stolzen Seele hervorleuchtend.

Aber dieser Ausdruck verlor sich bald wieder aus seinem Gesicht. Er zog an einem schmalen Bändchen eine große goldene Kapsel aus der Bluse hervor und öffnete sie. Es war in ihr ein zartes, wunderbar fein gemaltes Bildnis verborgen: ein weiblicher Kopf voll Lieblichkeit und Anmut, von goldnen Locken umwallt und mit sanften, blauen Augen.

Er sah das Bildnis liebend an, drückte einen Kuß darauf und verbarg es wieder in seiner Kleidung.

Dann trat er rüstigen Schrittes den Heimweg an.

#### Viertes Kapitel.

Als Eberhardt zu dem bescheidenen Gasthose zurückkehrte, der zur Zeit sein Heim war, fiel ihm eine ungewohnte Lebendigkeit der Dorfgassen auf. Gruppen von Fischern und Fischerweibern standen vor den Thüren, besprachen miteinander irgend ein wichtiges Ereignis und betrachteten ihn, als er grüßend vorbeisritt, mit neugierigen Blicken, während sie zugleich ihr eifriges Geschwätz unterbrachen. Es war dies umso auffallender, als es bereits spät am Abend und beinahe ganz dunkel war, eine Tageszeit, zu welcher für gewöhnlich der müde Schiffer und sein Weib, tief in Stroh und Federn versunken, dem Gott des Schlafes huldigten und kein Lämpchen mehr die einzelnen Liebespaare verräterisch beleuchtete, die etwa, durch süße Sehnsucht zu einander gelockt, auf den Bänken vor den Häusern und im Schatten der Hecken heimliche Zwiesprach hielten.

Als er endlich vor dem Wirtshause selbst ankam, fand er dessen kleine Fenster mehr als sonst erleuchtet, sogar den engen Flur erhellt und dort die Familie, um einige Nachbarn und Nachbarinnen vermehrt, in aufgeregter Stimmung bei einander. Bei seinem Eintritt schwieg auch hier die Unterhaltung, doch als er lächelnd fragte, was denn der Grund sei, daß man noch munter sei und ihn so befreundlich ansehe, trat die wackre Wirtin mit geheimnisvoll wichtiger Miene auf ihn zu und theilte ihm mit, daß während seiner Abwesenheit ein schwarzer Mann eingetroffen sei, welcher ihn besuchen wolle, und verlangt habe, daß man ihn auf des Herrn Eschenburg Zimmer führe.

Wenn die Wirtin erwartet hatte, daß diese Nachricht großen Eindruck auf ihren Gast machen und ihn in ähnlicher Weise erschüttern werde, wie sie selbst mit ihrer Familie und Freundschaft durch das wunderbare Ereignis erschüttert worden war, so hatte sie sich nicht getäuscht. Denn Eberhardt verfärbte sich bei ihren Worten, und seinen Lippen entfuhr ein unwillkürlicher Ausruf des

Erschreckens. Dann aber ließ er die Frau stehen und stürmte ohne weitere Fragen und Erkundigungen hinauf in sein Zimmer.

Andrew! rief er in schmerzlicher Bewegung, sobald er die Thür geöffnet und einen Blick hineingeworfen hatte, Andrew, du bist es? Was ist der Grund?

Die mächtige Gestalt des schwarzen Mannes erhob sich von dem Stuhl am Tische, wo sie über einem Schriftstück zusammengebückt gegessen hatte, und schien nun das enge Kajütenähnliche Gemach beinahe auszufüllen. Mit einem tieftraurigen Gesicht trat der Neger auf Eberhardt zu, ergriff dessen ihm entgegengestreckte Hand und drückte sie stumm.

Was ist, Andrew? fragte Eberhardt noch einmal. Daß du hier bist, kann nur eine einzige Ursache haben. Es muß ein großes Unglück geschehen sein — meine Mutter . . .

Mein lieber junger Herr, sagte der Schwarze mit tiefer, umschleierter Stimme, meine gütige Lady ist hinübergegangen zu den Engeln, deren Gesellschaft die ihrer allein würdige ist.

Eberhardt floh hinaus ins Freie, um mit sich und seinem Schmerze allein zu sein. Es litt ihn nicht in der schwülen Enge des Zimmers, und selbst die Gegenwart des alten treuen Dieners war ihm unerträglich, als er fassungslos den Sinn der erschütternden Botschaft zu verstehen suchte.

Über dem weiten Meere, welches seine Wogen brausend zum Gestade wälzte, unermüßlich und in ewigem Gleichmaß, wölbte sich dunkel die Himmelsdecke, zerrissene Wolkenmassen flogen an dem Monde vorüber, der sein kaltes Licht herabgoß, und der Wind jagte den weißen Sand vor dem einsamen Wanderer her, als er ruhelos am Strande dahin schritt, verloren in die schmerzliche Erregung seines Innern. Die tröstliche Melodie des bewegten Wassers, welche die Ahnung der Unendlichkeit mehr als irgend eine andre Musik der Menschenbrust verständlich macht, das Licht der ewigen Sterne, welches beredter als jede andre Predigt die Hoffnung einer seligen Unsterblichkeit erweckt, wollten wohl seine tieferschütterte Seele erheben, aber immer von neuem sank sie in Trauer zurück.

Fern von dem Orte, wo er seine Kindheit und Jugend verlebte hatte, mußte er erfahren, daß die Mutter nicht mehr unter den Lebenden weile, sie, welche auch in der Ferne seinem Herzen das Gefühl, eine Heimat zu haben, lebendig erhalten hatte. Das Bewußtsein der Vereinsamung legte sich schwer auf sein Gemüt, er fühlte sich aus dem Boden herausgerissen, wo seine teuersten Erinnerungen wurzelten, und mit einem Schlage erhielt das Leben einen neuen und fremden Anblick in seinen Augen.

Gehörten wirklich jene glücklichen Stunden, gehörte jenes sanfte Lächeln, gehörte der beruhigende Blick jener heiligen Augen wirklich der Vergangenheit an? War es nur zu denken, daß das Schickal eine undurchdringliche Scheidewand zwischen zwei Menschen errichtet hatte, die sich so nahe gestanden? Es

war ein Gedanke, der nicht die Macht zu haben schien, in den Verstand einzudringen. Die Empfindung sträubte sich gegen die Wahrheit einer so schmerzlichen Botschaft.

Er blickte schwermüthsvoll zum Himmel auf, wo in unhörbarem Zuge die Wolken sich drängten, den silbernen Glanz des Nachtgestirns bald verhüllend und bald entschleiern, und indem er sich bewußt ward, daß dies dieselbe Luft sei, die das weiße Haus am Hudson umströmte, und dasselbe Licht, das auf ihn und die Mutter einst herabschien in den stillen Garten, quollen Thränen aus seinen Augen.

Vor seiner Erinnerung tauchte das liebliche gütige Antlitz in seiner vollen mütterlichen Anmut auf, das den Knaben von den ersten Tagen seines Denkens und Fühlens an geleitet hatte, als ein irdisches Abbild jener ewigen und göttlichen Liebe, die unsichtbar das menschliche Herz zum Schönen und Guten zieht. Alle jene zahllosen Beweise einer Freundlichkeit und Geduld, die nie müde ward, und einer Wahrhaftigkeit, die krystallhell und unerschütterlich der kindlichen Seele vorleuchtete, stellten sich, wie in einem einzigen lichten Punkte vereinigt, vor seinem innern Schauen auf und bewegten jetzt, wo sie wie durch einen dunkeln Abgrund entfernt erschienen, das Gemüt des Sohnes mit unendlich vermehrter Kraft.

Ein vorwurfsvoller Gedanke drang schneidend durch sein Herz. Hatte er nicht lieblos gehandelt, daß er seine Mutter allein und verlassen hatte sterben lassen? Aber freilich, er hatte ja nicht gewußt, daß es so spät sei, daß ihr Lebensabend sich neige. Nicht gewußt! Und würde sie, die Entschlafene, es wohl auch nicht gewußt haben, wenn ihm, dem Sohne, der Tod nahe gewesen wäre! O gewiß, sie hätte es gewußt! Die Mutterliebe wäre durch keine scheinbare Gesundheit und Heiterkeit, durch keine Betrachtung kalter Vernunft zu betrügen gewesen! War doch keine Not je an ihn herangetreten, so lange er bei ihr weilte, von der sie nicht genaue Kenntnis gehabt hätte. Aber er hatte auf die Stimme des Verstandes, vielleicht des Ehrgeizes, gehört, hatte dem Drängen eines unruhigen Geistes nachgegeben, der die Stille des Shakerdorfes beengend fand und nach dem Kampfe Europas sich sehnte. Wenn seine Liebe zum Vaterlande so heiß war, durfte er die Liebe zu ihr hintansetzen, die ihm alles war und selbst so einsam lebte, in der Fremde, mit niemand zur Seite, der ihr so nahe stand als ihr Sohn? Waren sie nicht treue Genossen gewesen, Mutter und Sohn, seit jener längst verflossnen Zeit, wo er als Kind freilich in glücklicher Unwissenheit, hineinlächelte in die trübe verhängte Zukunft, sie aber in tiefster Seele verwundet ward durch den schärfsten Stahl mit vergifteter Spitze?

Mit solchen Gedanken und mit Anklagen gegen sich selbst, die in seiner tiefen Liebe zu der Mutter ihren Ursprung hatten, irrte Eberhardt lange am öden Strande umher, bis endlich doch auf sein peinvoll erregtes Gemüt die gewaltige Natur, die ihn umgab, ihre mächtige Wirkung übte und ihr stillender Einfluß

die Schärfe des ersten Schmerzes abstumpfte und den heftigen Kummer in eine zwar durchdringende, aber doch stille Trauer aufzulösen anfing.

Erzähle mir, sagte Eberhardt, nachdem er in sein kajütenähnliches Zimmer zurückgekehrt war, zu dem alten Diener, erzähle mir von ihren letzten Lebenstagen. Wie kam es, daß ihre Krankheit so schnelle Fortschritte machte? O, wenn ich das hätte ahnen können! Ich war des Glaubens, daß sie friedlich und glücklich lebe, daß ihre Gesundheit sich immer mehr bessere! Ging es ihr doch so gut, als ich sie verließ! War sie doch so ruhig und heiter! Wenn ich hätte ahnen können, daß das Ende ihres Lebens so nahe sei, so wäre ich längst zu ihr zurückgekehrt. Und ihre Briefe klangen so beruhigend.

Niemand von uns hat erwartet, daß es so kommen würde, entgegnete Andrew. Wir hörten bis vor kurzem niemals eine Klage von ihr, und ihre Miene verkündigte uns kein Unheil. Die Lady war wohl immer bestrebt, ihrer Umgebung Sorge zu ersparen. Tag für Tag war sie im Bethause, Abend für Abend saß sie mit der Oberin oder mit der Schwester Elisabeth auf dem Balkon in ihrer Lieblingsecke am Platanenbaum, sah dem Untergange der Sonne zu und sprach über die Angelegenheiten der Gemeinde, über das Gedeihen der Fluren, über die Güte Gottes, vor allem aber von Ihnen, junger Herr. Wir verfolgten miteinander in den Zeitungen und in Ihren Briefen den grausamen Krieg, in welchem Sie kämpften, und wir freuten uns, als er endlich vorüber war, und als Sie uns mitteilten, daß nun Friede sei, und daß Sie nur noch eine Studienreise nach Italien machen wollten, ehe Sie zu uns zurückkehrten. Aber ihre Krankheit mußte wohl ihr Inneres verzehrt haben, ohne daß wir es bemerkten, denn vor wenig Wochen veränderte sich plötzlich ihr Aussehen, und der Bau ihres zarten Körpers verfiel nun so schnell, daß Sie wohl nicht Zeit gehabt hätten, noch vor ihrem Hinscheiden einzutreffen. Aber sie litt auch nicht, daß wir Ihnen schrieben. Ich weiß, daß meine Stunde schnell herannahet, sagte sie, und ich will meinem Sohne nicht mehr die Angst und Aufregung einer Reise verursachen, die doch zu spät käme.

Liebe, gütige Mutter! rief der junge Mann, du dachtest dein Leben lang nur an andre, und wie hast gerade du von andern leiden müssen! Wenn es mir doch nur vergönnt gewesen wäre, die letzten Stunden bei dir zu sein, und den Segen deiner sanften Hand zu deinen Füßen zu empfangen! Niemals wäre ich in diesen Krieg gezogen, wenn ich gedacht hätte, daß ich dich nicht wiedersehen würde. Vielleicht hat die Sorge um mich noch dein Ende beschleunigt!

O lieber Herr, sagte der Schwarze, Sie wissen nicht, wie stolz sie darauf war, daß Sie für Ihr Vaterland kämpften.

War sie das? War sie das wirklich?

Sie war sehr stolz darauf, und die Befriedigung darüber war stärker als ihre Sorge. Ich habe mein Vaterland verlassen, und sein Vater war es, der mich dazu zwang. Aber mein Sohn gehört doch meinem geliebten Deutschland

an, und er kämpft für dessen Ehre, so sagte sie mir eines Tages mit einem freudigen Aufleuchten ihres milden Antlitzes, als wir lange Zeit über der telegraphischen Nachricht von einer großen Schlacht gebrütet hatten und noch keinen Brief von Ihnen erwarten konnten.

Was sagte sie noch von meinem Vater? fragte Eberhardt mit gerunzelten Brauen. Hat sie nicht eine Äußerung gethan, die darauf schließen läßt, daß sie ihre Ansicht geändert hat? Daß sie nun meinem gerechten Verlangen keinen Widerstand mehr entgegenzusetzen wollte? Hat sie nicht bei ihrem Abscheiden wenigstens als letzten Wunsch hinterlassen, daß ich nun nicht mehr eine Rücksicht walten lassen soll, die während ihres Lebens sich wohl erklären ließ, nummehr aber hinfällig ist?

Der Schwarze schüttelte den Kopf.

Lieber junger Herr, sagte er, die Lady war ganz Güte und Liebe, und eine Änderung ihrer Ansichten habe ich bei ihr nie bemerkt.

Eberhardt hob die Augen empor und seufzte tief.

Im Gegentheil bekräftigte sie in der Stunde ihres Todes noch den Wunsch, den sie in ihrem Leben Ihnen gegenüber aussprach. Sie beauftragte mich, Ihnen zu sagen, Sie sollten des Versprechens gedenken, das Sie ihr hinsichtlich der Dokumente gegeben hätten. Ich habe diese Dokumente und die übrigen Papiere, welche die Hinterlassenschaft meiner Lady bilden, in dieser Kassette mitgebracht.

Mit diesen Worten erhob er sich und holte den Kasten von dunkelm Holz mit Silberbeschlag herbei, der ihm in dem Hause an Hudsonsfluß übergeben worden war.

Eberhardt sah die wohlbekannte Kassette vor sich auf dem Tische stehen, und von neuem drängten sich Thränen in seine Augen. Du altes geheimnisvolles Kästchen meiner Kindheit, sagte er, wie oft habe ich dich als Knabe mit Neugierde betrachtet, wie oft die liebe Mutter gebeten, mir deinen Schlüssel anzuvertrauen. Du standest als Reliquie aus einer alten Welt gar wunderbarlich und zauberisch für meine Augen in dem weißen Tannenschränk des weißen Zimmers in der neuen Welt, und in deinem Anblick waren für mich Madins Wunderhöhle und der Zauberberg des Orients enthalten. Nun habe ich dich in meinen Händen, doch du bist für mich wiederum ein verzaubertes Schloß. In deinen Wänden birgst du die kostbaren Dokumente, die meiner Mutter Ehre und meine eigne Stellung erheben könnten, und ich soll sie nicht an das Tageslicht bringen, auf immer sollen sie verborgen bleiben, ungekannt und verachtet sollen deine aufopfernde Liebe, o Mutter, und unser beider Namen bleiben?

In ihren letzten Augenblicken, sagte der schwarze Diener, nahm sie das Bildnis aus der Kassette und küßte es und verlangte, daß es ihr in das Grab mitgegeben wurde. Ihre Liebe zu dem Verstorbenen überwog alle ihre übrigen Gefühle.

Nach die zu ihrem Sohne? fragte Eberhardt kopfschüttelnd.

Die Lady mochte wohl der Meinung sein, daß es nicht von Wert wäre, welchen Namen ihr Sohn führe, daß aber sichere Schande den Namen und die Familie des Mannes treffen würde, welchen sie liebte, wenn diese Dokumente zur Giltigkeit gebracht wurden. Sie hatte sich in die erhabene Denkungsweise der frommen Shaker eingelebt und hatte gelernt, äußern Tand zu verachten.

Der alte Neger heftete bei diesen Worten einen ernstern Blick auf Eberhardts Gesicht, und seine Haltung wie seine Art zu sprechen zeigten, daß auch er nicht ohne tiefgreifende Wirkung lange Jahre hindurch in einer der ernstern und stillen Gemeinden gelebt hatte, die im fernen Amerika die Lehre des Heilands auf ihre eigentümliche Weise pflegen.

Rehren Sie mit mir zurück, setzte er in tiefem sanftem Tone hinzu. Schließen Sie sich wieder der Gemeinde an, in der Sie ihre Kindheit verbrachten. Dort ist Frieden, dort ist Ruhe und Segen, dort werden Sie nicht von den ehrgeizigen Gedanken gestachelte werden, die hier draußen in der Welt Sie peinigen. Sie werden auf einer Farm am schönen Hudson wohnen, und ich werde Ihnen helfen, das Maisfeld zu bestellen und den Weinstock von Baltimore zu pflegen.

Eberhardt betrachtete gedankenvoll das ehrliche Gesicht des alten Negers.

Ja, sagte er, was du da sprichst, ist nicht ohne gute Bedeutung, und da dieser Kasten uneröffnet bleiben soll, so wäre es vielleicht das Klügste, dir zu folgen. Ich weiß, der Hudson ist schön, und wohl ist es eine Freude, die dankbare Erde in dem guten Springlake zu bebauen. Der Ort steht lebhaft vor meinem Gedächtnis, und ich habe nirgend einen Ort gefunden, der ihm an Reiz gleich zu stellen wäre. Es ist dort immer Sonntag, seine Häuser sehen aus als wären sie gestern gebaut, und ein Wohlgeruch von Lavendel und Rosen zieht durch die Straßen, auch kenne ich recht wohl die sanften Hügel mit ihren schattigen Gängen und plätschernden Quellen, die smaragdenen Wiesen und den breiten hellen Strom, der ihren Saum bespült und mein Segelboot schaukelt. Dort könnte ich auf dem Grabe meiner Mutter lange Stunden in sanfter Traurigkeit verträumen. Aber, mein lieber Andrew, ich kann mich doch nicht entschließen, in jene Einsamkeit zurückzukehren. Du siehst dich hier in dieser Hütte um, und stillschweigend fragst du mich, ob nicht hier am Strande und im Fischerdorfe die Einsamkeit größer sei als dort, aber ich will dir sagen: Deutschland hat für mich eine unbefiegliche Anziehungskraft. Ich weiß nicht, worin es liegt, ist es sein alter Ruhm, den ich als Knabe aus Büchern kennen lernte und der nun in diesem siegreichen Kriege lebendig in mir wurde, ist ein geheimnisvoller Zusammenhang zwischen uns und dem Erdenfleck, auf dem wir geboren wurden und der unsern Stamm trug, genug, ich fühle mich jetzt noch mit starken Fesseln an dies Land gebunden. Es ist ein starker Zauber, der von diesem alten Europa ausgeht, sodaß es mir dagegen fast so scheint, als

wäret ihr dort fern am Hudson in den reinlichen, stillen Niederlassungen lebendig begraben. Vielleicht — später, wenn ich einmal krank an Leib und Geist darniederliegen sollte, vielleicht würden mir dann die stillen und frommen Gesichter von Springlake als ein Heilmittel erscheinen, und vielleicht würde ich dann, wie meine Mutter that, meine Zuflucht zu jenem fernen Ruhewinkel nehmen. Aber für jetzt noch nicht. Hier in diesem Küstenlande sind meine Eltern, hier bin ich selber geboren, und dies Land, das ich jetzt zum erstenmale sehe, muß es mir angethan haben. Ich ziehe zwischen seinen Eichen und Buchen umher, male schlechte Bilder von Land und Meer und stehe ganz allein und fremd in meiner Heimat, aber doch ist es meine Heimat und doch fühle ich mich hier zu Hause.

Der schwarze Diener folgte diesen Worten mit einem schwermütigen Lächeln und gedachte seines eignen Heimatlandes unter dem Äquator, von dem wohl die Erzählungen und Gefänge seines Volkes ihm Nachricht gegeben, das er selbst aber niemals mit Augen gesehen hatte. Und indem er der Sehnsucht gedachte, die ihn heimlich nach jenem nie erblickten Erdreich erfüllte, begriff er die Gefühle seines Herrn.

Du, Andrew, fuhr Eberhardt fort, magst bei mir bleiben, wenn es dir gefällt, und du nicht etwa vorziehst, allein in das Thal des Hudson zurückzukehren, vielleicht ist ja die Zeit nicht fern, wo auch mich das neue Land wieder stärker anzieht als das' alte. Und dann würden wir beide zusammen hinübergehen.

Ich bleibe bei meinem Herrn, sagte der Schwarze nach kurzem Besinnen.

Eberhardt drückte ihm die Hand, und dann saßen die beiden Männer, die noch mehr durch die Bande der Freundschaft als durch das Band zwischen Herrn und Diener aneinander geknüpft waren, bis tief in die Nacht hinein im Gespräch über die letzten Tage der Verstorbenen und über die alten Zeiten, deren Schicksal ihr den Heimgang aus dem irdischen Leben hatte leicht werden lassen.

### Fünftes Kapitel.

Am einem der nächsten Tage, welche auf die Ankunft des den Fischern unheimlichen Gastes in der Wirtschaft zum frischen Hering folgten, nahm Eberhardt in der Frühe des Morgens unter der Linde sein Frühmal ein, wobei ihn der Schwarze bediente, als sich von der andern Seite des Hauses ein Reiter näherte, dem ein Reitknecht mit gelbem Gurt, hohem Hut und gelbrandigen Stulpenstiefeln folgte.

Dieser Reiter war ein Mann von vorgerückten Jahren mit eisgrauem, kurzgehaltenem Bart, doch von kerniger Gestalt und gutem Sitz. Man konnte leicht an der stolzen Art, wie er den Kopf trug und die Zügel führte, an dem ener-

gischen Wesen, das sich in ihm kundgab, den Militär entdecken, obwohl sein Anzug der eines Gutsbesizers war, der gemächlich den Stand seiner Saaten zu beobachten ausreitet. Sein Pferd war von vorzüglicher Rasse, ein Goldfuchs mit fein geschnittenem Kopf, zierlichen Hufen und prächtigem Schweif.

Der Reiter hielt sein Pferd vor der Thür des Gasthofes an, klopfte mit dem Knopf seiner Peitsche an das Fenster der Wirtsstube und fragte die in Eile herausstürzende Wirtin, ob bei ihr ein Herr wohne, der Eschenburg heiße und Maler sei. Die Wirtin knigte einmal über das andre, wischte mit dem Schürzenzipfel an ihren Händen und versuchte, sich selber von oben bis unten zu betrachten, ob sie würdig sei, einer so vornehmen Persönlichkeit gegenüber zu erscheinen. Dann versicherte sie, der Herr, nach welchem der Herr Baron frage, sei allerdings ihr Gast, und sie werde ihn sofort herbeiholen, damit er dem Herrn Baron seine Aufwartung mache.

Sie lief alsdann mit freudestrahlendem Gesicht zu der Linde, in deren Schatten Eberhardt die Kühle des Morgens genoß, und teilte ihm eifrig mit, daß ihm ein gutes Glück bevorstehe. Er möge gleich kommen und sich dem Herrn Baron von Sextus vorstellen, der vor ihrer Thüre halte und ihm wahrscheinlich einen Auftrag geben wolle. In ihrem guten Herzen freute sie sich über die günstige Aussicht, welche ihrer Meinung nach dem jungen Maler sich eröffnete, und ihr Ehrgeiz stellte ihr schon eine Zukunft vor, in welcher des Herrn Guido Künstlerruhm noch verdunkelt werden könnte durch ein Genie, das von ihrem Wirtshause aus alle Gutsbesitzer der Umgegend zusammenlocken und den Ruf des neuanstrebenden Bades Fischbeck verdunkeln könne.

Daher war sie sehr verwundert und unangenehm überrascht, als Eberhardt gelassen sitzen blieb und ihr auftrug, dem Herrn Baron zu sagen, er möge näher treten. Sie hielt es für ganz undenkbar und für unverträglich mit den ihr bekannten Gesetzen der gesellschaftlichen Ordnung, daß ein Mann wie Baron Sextus nicht bei diesem unbekanntem jungen Manne den gebührenden Respekt finden sollte, und sie glaubte es ihrer eignen Stellung schuldig zu sein, den selbstbewußten Gast zurechtzuweisen. Wohl hatte die Ankunft des Negers ihr sehr imponirt und war ihr ein Beweis des eignen Scharfblickes gewesen, womit sie von Anfang an erkannt, daß etwas besonderes in dem Fremden stecke, aber sie neigte doch zu der unklaren Vorstellung, daß hier irgend ein Verhältnis wie das zwischen Künstler und Modell oder wie zwischen Androkus und dem Löwen vorwalte, und sie war nicht der Meinung, daß der junge Mann das Zeug dazu habe, den Baron von Sextus zu sich kommen zu lassen, anstatt ihm an das Pferd entgegenzugehen. Eberhardt jedoch gab, während die Wirtin ihm in einiger Verlegenheit Einwürfe zu machen anfang, dem Schwarzen einen Wink, dieser entfernte sich und kam alsbald mit dem Besucher selbst zurück.

Der Baron war nicht wenig verwundert, in englischer Sprache begrüßt und von einem Schwarzen empfangen zu werden, und seine Verwunderung stieg

noch, als er sich einem Herrn gegenüber sah, der ihm den Eindruck eines Mannes von guter Gesellschaft machte. Er hatte sich in dem Maler, der seinen Aufenthalt in dem kleinen Fischerdorfe genommen, eine andre und weniger imponirende Persönlichkeit vorgestellt, und war in der That gekommen, um denselben aus Dankbarkeit für den seiner Tochter geleisteten Dienst einen kleinen Auftrag zu geben. Er wandte sich nun an Eberhardt mit großer Höflichkeit, die jedoch nicht frei war von einem Anstrich militärischer Geradheit und der Zurückhaltung des selbstbewußten, vornehmen Mannes, und drückte ihm seinen Dank aus, ohne des eigentlichen Zweckes seines Kommens Erwähnung zu thun. Seine Tochter, erzählte er, habe an jenem Abend in unbedachter Weise, nur von ihrer Gesellschafterin begleitet, einen Scherz ausgeführt, indem sie einen mit ihm nahe befreundeten Gutsnachbar und alten Kameraden in Fischertracht überrascht habe.

Sie machen maritime Studien? fragte er dann, nachdem er auf der Bank neben Eberhardt Platz genommen hatte.

Nicht allein maritime, entgegnete dieser. Ich habe in der Umgegend dieses Platzes auch sehr hübsche landschaftliche Motive gefunden.

Schöne alte Bäume haben wir hier noch, die der neuern Manier der Forstkultur glücklich entgangen sind, sagte der Baron.

Ja, und prächtige alte Burgen, versetzte Eberhardt, die den Charakter stolzer Geschlechter überliefern, welche leider in der neuesten Zeit gleich den alten Bäumen einer nivellirenden Tendenz zum Opfer zu fallen scheinen.

(Fortsetzung folgt.)



## Literatur.

Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Pflanzenwelt, insbesondere der Florengebiete seit der Tertiärperiode, von Dr. Adolf Engler, ordentl. Professor der Botanik an der Universität Kiel. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1881.

Wie auf allen Gebieten der biologischen Wissenschaften, so hat sich auch auf dem der Pflanzengeographie durch die Forschungen Darwins ein großer Umschwung vollzogen. Hiervon legen zwei in neuester Zeit erschienene Werke Zeugnis ab, das vorliegende und „Die Pflanzenwelt vor dem Erscheinen des Menschen“ von Graf G. von Saporta, übersetzt von Carl Voigt (Braunschweig, Vieweg u. Sohn, 1881). Das letztgenannte wird jedoch von dem vorliegenden bei weitem durch die Fülle des darin niedergelegten Materials übertroffen, es wird das Hauptwerk bleiben, welches für alle künftigen Forschungen auf dem Gebiete der Pflanzengeographie zur Richtschnur dienen wird. Während die ältern Pflanzengeographen, namentlich Alexander von Humboldt, der Begründer der Pflanzengeographie, ferner Schouw und der erst vor kurzem verstorbene Botaniker Grisebach, der unter den deutschen Botanikern